

# Mit Davidstern auf dem Fußballplatz

Eine Berliner Ausstellung beschäftigt sich mit der Geschichte des jüdischen Sports in der Hauptstadt

Durch die Verfolgung der Nazis wurde zwischen 1933 und 1938 aus dem jüdischen Sport eine Massenbewegung. Heute hält Tus Makkabi in Berlin die Tradition hoch.

Von Sebastian Bähr

Sein Boxtalent verschaffte Bully Schott im Konzentrationslager Sachsenhausen einige Vorteile. Für seine Auftritte zur Unterhaltung von SS-Mannschaften gab es jeweils eine extra Scheibe Brot. 1942 wurde der jüdische Sportler aus Berlin nach Auschwitz verlegt, das Todeslager, aus dem er sich aber noch vor Ende des Krieges retten konnte. Für zehn Paar Schuhe und 1000 Reichsmark erlangte er Papiere, mit denen er sich als ziviler Mitarbeiter ausgeben konnte. Die kurz geschorenen Haare verbarg er unter einer Kappe, der Stacheldraht wurde von einem Komplizen mit Werkzeug durchtrennt.

Eine Bekanntschaft aus seinen Zeiten als Boxer bei dem jüdischen Verein Makkabi rettete nach der gelungenen Flucht sein Leben. Paul Nock, fünffacher Meister im Fliegen-gewicht, verhalf ihm, im Berliner Stadtteil Charlottenburg unterzutau-chen. Für alle Fälle trug Schott einen Revolver bei sich – doch er schaffte es zu überleben. Seine Uhr von Mak-kabi begleitete ihn bis nach Australien, wohin er später auswanderte.

Lilli Henoch hatte weniger Glück. Als eine der wenigen weiblichen Funktionärinnen im jüdischen Sport Berlins war sie maßgeblich für die Organisation der Sportfeste der Gemein- de in der Stadt verantwortlich. Diese fanden jährlich auf dem Grunewaldplatz statt, den jüdische Kinder aus ganz Deutschland besuchten. Ihre große Leidenschaft war der Handball, während ihrer Laufbahn errang sie zehn Meisterschaften in verschiedenen Disziplinen und stellte vier Weltrekorde auf. Ihre Karriere galt als beispiellos im deutschen Frauensport jener Zeit. 1942 wurde sie mit ihrer Mutter deportiert und in der Nähe von Riga erschossen. Ein Sportplatz, eine Straße und eine Leichtathletikhalle tragen heute in Berlin ihren Namen.

Dies sind nur zwei bewegende Beispiele aus dem Katalog »Verdrängt Verfolgt Vergessen – Berliner Juden im Sport vor und nach 1933«,



Die jüdische Sportlerin Lilli Henoch (rechts) beim Ausscheidungsrennen 1923

Foto: Martin-Heinz Ehlert

der jüngst begleitend zu einer Ausstellung des Fördervereins »Blindes Vertrauen« in Kooperation mit der Stiftung Gedenkstätte Deutscher Widerstand herausgegeben wurde. Auf einer Veranstaltung im Berliner Museum der Blindenwerkstatt Otto

Weidt, wo die Tafeln zu sehen sind, stellte der Historiker Ralf Schäfer die besonderen Recherchen vor.

»Mich erstaunt immer wieder, dass 1933 ganz schnell erkennbar war, wer Jude war und wer nicht«, erklärt der Forscher. Er spielt darauf an, dass in

den 20er Jahren nur bis zu zwei Prozent der deutschen Juden in jüdischen Sportvereinen organisiert waren. Die meisten hatten sich aufgrund der fortgeschrittenen Integration in bürgerlichen Vereinen organisiert.

»Die jüdische Sportbewegung von 1933 bis 1938 war nicht freiwillig entstanden«, sagt Schäfer. Der 1898 gegründete zionistische Verein »Bar Kochba« bildete eine Ausnahme, von einer einheitlichen jüdischen Sportbewegung konnte keine Rede sein.

Mit der wachsenden Gefahr und dem Ausschluss der jüdischen Sportler aus den Sportvereinen ab 1933 änderte sich dies jedoch schnell. Der »Jüdische Turn- und Sportclub 1905« schloss sich in der Folge mit dem Sportbund »Schild« in der Dachorganisation »Reichsausschuss der jüdischen Sportverbände« zusammen. 1936 konnten die Funktionäre bereits 40 000 Mitglieder zählen. Die Makkabi-Meisterschaften von Berlin zogen 1934 über 8000 Zuschauer an.

Der Grunewald-Sportplatz, den die jüdische Gemeinde schon vor 1933 gepachtet hatte, wurde zum Zentrum des jüdischen Sports. Das Pogrom von 1938 beendete alle Aktivitäten. Es dauerte laut Schäfer lange, bis eine Aufarbeitung unter den Berliner Sportverbänden begann. »Noch in den 50er Jahren stand in den Vereinschroniken, dass es keine Probleme gab.«

1970 hat sich mit dem TuS Makkabi in Berlin erneut ein jüdischer Sportverein gegründet, heute hat er rund 500 Mitglieder. Der Fußballer Leonard Kaminski spielt in der dritten Herrenmannschaft und begleitete den Historiker Schäfer bei der Diskussion. »Mit meinem jüdischem Hintergrund hätte ich bei einer anderen Mannschaft Probleme gehabt«, erklärt der 29-Jährige. Makkabi-Spieler wurden in der Vergangenheit mehrfach antisemitisch beleidigt, zwei Mal gab es aufgrund von Prügeleien Spielabbrüche. »Vom Sportgericht wurde das nur als herkömmliche Schlägerei gewertet, doch bei der Spitze des Berliner Fußballverbandes gibt es ein großes Problem-bewusstsein«, so Kaminski.

Bei Makkabi gehe es ihm aber nicht nur um den Schutz vor Diskriminierung, sondern auch um das Bewahren von Tradition. »Ich bin Teil eines Vereins, der die Kultur mit mir teilt«, sagte der Sportler. Für die Zukunft wünscht sich Kaminski neben dem Erfolg vor allem gesellschaftliche Akzeptanz. »Ich will einen jüdischen Verein, der normal zum Sport-leben dazu gehört.«